

Leseprobe aus:

**Albert Camus**

**Die Pest**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# I

**Die seltsamen** Ereignisse, die Gegenstand dieser Chronik sind, haben sich 194' in Oran zugetragen. Nach allgemeiner Ansicht passten sie nicht dorthin, da sie etwas aus dem Rahmen des Gewöhnlichen fielen. Auf den ersten Blick ist Oran nämlich eine gewöhnliche Stadt und nichts weiter als eine französische Präfektur an der algerischen Küste.

Die Stadt selbst ist, wie man zugeben muss, hässlich. Sie wirkt ruhig, und man braucht einige Zeit, um das wahrzunehmen, was sie von so vielen anderen Handelsstädten in allen Breiten unterscheidet. Wie soll man auch das Bild einer Stadt ohne Tauben, ohne Bäume und Gärten vermitteln, wo einem weder Flügelschlagen noch Blätterrauschen begegnen, mit einem Wort, einen neutralen Ort? Der Wechsel der Jahreszeiten lässt sich einzig am Himmel ablesen. Der Frühling kündigt sich nur durch die Eigenart der

Luft an oder durch die Blumenkörbe, die kleine Verkäufer aus den Vororten mitbringen; es ist ein Frühling, der auf den Märkten verkauft wird. Im Sommer steckt die Sonne die ausgetrockneten Häuser in Brand und bedeckt die Mauern mit grauer Asche; dann kann man nur noch im Dunkel hinter geschlossenen Läden leben. Der Herbst dagegen ist eine einzige Schlammflut. Die schönen Tage kommen erst im Winter.

Eine praktische Art, eine Stadt kennenzulernen, besteht darin, sich anzusehen, wie in ihr gearbeitet, wie in ihr geliebt und wie in ihr gestorben wird. In unserer kleinen Stadt – womöglich liegt es am Klima – macht man dies alles gleichzeitig, auf ein und dieselbe hektische und abwesende Weise. Das heißt, man langweilt sich hier und ist bemüht, Gewohnheiten anzunehmen. Unsere Mitbürger arbeiten viel, aber immer nur, um reich zu werden. Sie interessieren sich hauptsächlich für den Handel und befassen sich in erster Linie damit, was sie Geschäftemachen nennen. Natürlich haben sie auch Geschmack an den einfachen Freuden, sie lieben die Frauen, das Kino und das Baden im Meer. Aber vernünftigerweise behalten sie diese Vergnügungen dem Samstagabend und dem Sonntag vor und versuchen an den anderen Wochentagen viel Geld zu

verdienen. Wenn sie am Abend aus ihren Büros und Geschäften kommen, treffen sie sich immer zur selben Zeit in den Cafés, gehen auf demselben Boulevard spazieren oder setzen sich auf ihren Balkon. Die Gelüste der Jüngeren sind heftig und kurz, während die Laster der Älteren nicht über die Zusammenkünfte besessener Boulespieler, Vereinsbankette und Clubs, in denen um hohe Einsätze Karten gespielt wird, hinausgehen.

Man wird wahrscheinlich sagen, dass das nicht nur für unsere Stadt charakteristisch ist und dass genaugenommen alle unsere Zeitgenossen so sind. Wahrscheinlich, heute ist ja nichts normaler, als Leute von morgens bis abends arbeiten zu sehen, die sich dann entscheiden, beim Kartenspiel, im Café und mit Geschwätz die Zeit zu vergeuden, die ihnen zum Leben bleibt. Aber es gibt Städte und Länder, wo die Leute hin und wieder eine Ahnung von etwas anderem haben. Im Allgemeinen ändert das ihr Leben nicht. Doch die Ahnung war da, und das ist immerhin etwas. Oran dagegen ist anscheinend eine Stadt ohne Ahnungen, das heißt eine ganz moderne Stadt. Es ist folglich unnötig zu erläutern, wie man sich bei uns liebt. Entweder verschlingen Männer und Frauen einander schnell im sogenannten Liebesakt, oder sie lassen sich auf eine

lange Gewohnheit zu zweit ein. Zwischen diesen Extremen gibt es oft keinen Übergang. Auch das ist nicht originell. In Oran ist man wie anderswo aus Zeitmangel und Gedankenlosigkeit einfach gezwungen, sich zu lieben, ohne es zu merken.

Origineller an unserer Stadt ist die Schwierigkeit, der man hier beim Sterben begegnen kann. Schwierigkeit ist übrigens nicht das passende Wort, es wäre richtiger, von Ungemütlichkeit zu sprechen. Es ist nie angenehm, krank zu sein, aber es gibt Städte und Länder, die einem in der Krankheit beistehen, wo man sich in gewisser Weise gehenlassen kann. Ein Kranker braucht Sanftheit, er stützt sich gern auf etwas, das ist ganz normal. Aber die extremen klimatischen Bedingungen in Oran, die Wichtigkeit der Geschäfte, die hier betrieben werden, das Unansehnliche der Umwelt, die schnell hereinfallende Dämmerung und die besonderen Vergnügungen – all das erfordert eine gute Gesundheit. Ein Kranker ist hier sehr allein. Nun denke man erst an einen Sterbenden, hinter Hunderten von vor Hitze knisternden Mauern in die Falle geraten, während in derselben Minute eine ganze Bevölkerung am Telefon oder in den Cafés über Wechsel, Konnossemente und Skonto spricht. Man wird verstehen, wie ungemütlich hier der Tod,

selbst der moderne, sein kann, wenn er in dieser Weise an einem gefühllosen Ort eintritt.

Diese paar Angaben vermitteln vielleicht eine hinlängliche Vorstellung von unserem Gemeinwesen. Im Übrigen soll man nichts übertreiben. Hervorgehoben werden musste die banale Seite der Stadt und des Lebens. Doch sobald man Gewohnheiten angenommen hat, verbringt man seine Tage mühelos. Da unsere Stadt Gewohnheiten fördert, kann man sagen, dass alles bestens ist. So gesehen ist das Leben wahrscheinlich nicht sehr aufregend. Zumindest kennt man bei uns keine Unordnung. Und unsere offenerzige, sympathische und aktive Bevölkerung hat bei Reisenden immer die gebührende Achtung hervorgerufen. Diese Stadt ohne Pittoreskes, ohne Vegetation und ohne Seele wirkt am Ende geruhlos, man schläft hier schließlich ein. Aber es ist angebracht hinzuzufügen, dass sie sich in einer unvergleichlichen Landschaft angesiedelt hat, mitten auf einer von leuchtenden Hügeln umgebenen kahlen Hochebene, an einer vollendet gezeichneten Bucht. Man kann nur bedauern, dass sie mit dem Rücken zu dieser Bucht erbaut wurde und es von daher unmöglich ist, das Meer zu sehen, das man immer suchen gehen muss.

Nach alledem wird man unschwer einräumen,

dass nichts unsere Mitbürger die Vorkommnisse erwarten lassen konnte, die sich im Frühling jenes Jahres zutrug und die, wie wir später begriffen, gleichsam die ersten Anzeichen der Serie von schlimmen Ereignissen waren, über die hier berichtet werden soll. Diese Tatsachen werden manchen ganz normal erscheinen und anderen wiederum unwahrscheinlich. Aber schließlich kann ein Berichterstatter diese Widersprüche nicht berücksichtigen. Er hat nur die Aufgabe zu sagen: «Das ist geschehen», wenn er weiß, dass dies tatsächlich geschehen ist, dass dies das Leben eines ganzen Volkes betroffen hat und es also Tausende von Zeugen gibt, die in ihrem Herzen die Wahrheit dessen, was er sagt, bewerten werden.

Außerdem hätte der Erzähler, den man noch rechtzeitig kennenlernen wird, kaum ein Recht auf ein solches Vorhaben, wenn der Zufall ihn nicht in den Stand versetzt hätte, eine gewisse Zahl von Aussagen zu sammeln, und wenn er nicht zwangsläufig in alles verwickelt gewesen wäre, wovon er zu berichten vorhat. Das berechtigt ihn dazu, sich als Geschichtsschreiber zu betätigen. Natürlich hat ein Geschichtsschreiber, selbst wenn er Amateur ist, immer Dokumente. Der Erzähler dieser Geschichte hat also die sei-

nen: zunächst einmal sein Zeugnis, dann das der anderen, da seine Rolle dazu führte, dass er die vertraulichen Mitteilungen aller Personen in dieser Chronik sammelte, und zu guter Letzt die Texte, die ihm am Ende in die Hände fielen. Er beabsichtigt, auf sie zurückzugreifen, wenn er es für gut hält, und sie nach seinem Belieben zu benutzen. Er beabsichtigt weiter ... Aber vielleicht ist es an der Zeit, mit den Kommentaren und Kautelen aufzuhören und zum Bericht selbst zu kommen. Die Schilderung der ersten Tage erfordert einige Genauigkeit.

**Am Morgen** des 16. April trat Doktor Bernard Rieux aus seiner Praxis und stolperte mitten auf dem Treppenabsatz über eine tote Ratte. Vorerst schob er das Tier beiseite, ohne es zu beachten, und ging die Treppe hinunter. Aber auf der Straße kam ihm der Gedanke, dass diese Ratte dort nicht hingehörte, und er machte kehrt, um den Concierge zu informieren. Angesichts der Reaktion des alten Monsieur Michel wurde ihm klarer, wie ungewöhnlich seine Entdeckung war. Das Vorhandensein dieser toten Ratte war ihm nur sonderbar vorgekommen, wohingegen es für den Concierge einen Skandal darstellte. Dessen



Standpunkt war kategorisch: Es gab keine Ratten im Haus. Der Arzt mochte ihm noch so nachdrücklich versichern, dass auf dem Treppenabsatz im ersten Stock eine sei, und vermutlich eine tote, Monsieur Michels Überzeugung blieb unangetastet. Es gebe keine Ratten im Haus, diese müsse folglich von außen hereingebracht worden sein. Kurz, es handle sich um einen Streich.

Am selben Abend stand Bernard Rieux im Flur des Hauses und suchte seine Schlüssel, ehe er zu seiner Wohnung hinaufging, als er aus dem dunklen Hintergrund des Korridors eine unsicher laufende dicke Ratte mit nassem Fell auftauchen sah. Das Tier blieb stehen, schien das Gleichgewicht zu suchen, lief auf den Arzt zu, blieb wieder stehen, drehte sich mit einem kurzen Fiepen um sich selbst und fiel schließlich um, wobei sein Blut aus den halb geöffneten Lippen spritzte. Der Arzt betrachtete es eine Weile und ging in seine Wohnung hinauf.

Er dachte nicht an die Ratte. Das verspritzte Blut brachte ihn wieder auf seine Sorgen. Seine Frau, die seit einem Jahr krank war, sollte am nächsten Tag in einen Kurort in den Bergen abreisen. Er fand sie in ihrem Zimmer im Bett liegend, wie er es von ihr erbeten hatte. So bereitete sie sich auf die Strapazen der Fahrt vor. Sie lächelte.

«Ich fühle mich sehr gut», sagte sie.

Der Arzt sah das Gesicht an, das ihm im Licht der Nachttischlampe zugewandt war. Für Rieux war dieses dreißigjährige Gesicht trotz der Spuren der Krankheit noch immer das Gesicht der Jugend, vielleicht wegen dieses Lächelns, das über alles Übrige triumphierte.

«Schlaf, wenn du kannst», sagte er. «Die Pflegerin kommt um elf, und ich bringe euch zum Mittagszug.»

Er küsste eine leicht feuchte Stirn. Das Lächeln begleitete ihn bis zur Tür.

Am nächsten Tag, dem 17. April, um acht Uhr, hielt der Concierge den vorbeikommenden Arzt an und beschuldigte geschmacklose Spaßmacher, drei tote Ratten mitten in den Flur gelegt zu haben. Sie mussten mit großen Fallen gefangen worden sein, denn sie waren voller Blut. Der Concierge war, die Ratten an den Pfötchen haltend, eine Zeitlang in der Tür stehen geblieben und hatte darauf gewartet, dass die Schuldigen sich durch irgendeine höhnische Bemerkung verrieten. Aber es war nichts gekommen.

«Ach, die werde ich schon noch erwischen!», sagte Monsieur Michel.

Beunruhigt beschloss Rieux, seine Runde in den Außenbezirken zu beginnen, wo seine ärms-

ten Patienten wohnten. Die Müllabfuhr fand hier viel später statt, und das durch die engen und staubigen Straßen dieses Viertels fahrende Auto streifte die am Rande des Bürgersteigs stehenden Abfalltonnen. In einer Straße, durch die er so entlangfuhr, zählte der Arzt ein Dutzend Ratten, die auf die Gemüseabfälle und die schmutzigen Lumpen geworfen worden waren.

Er fand seinen ersten Kranken im Bett vor, in einem Raum zur Straße, der als Schlaf- und Esszimmer zugleich diente. Es war ein alter Spanier mit einem strengen, zerfurchten Gesicht. Vor sich auf der Decke hatte er zwei Kochtöpfe voller Erbsen. Als der Arzt eintrat, warf sich der halb aufgerichtet in seinem Bett sitzende alte Asthmatiker gerade zurück, um wieder zu seinem rasselnden Atem zu kommen. Seine Frau brachte eine Schüssel.

«Was, Herr Doktor», sagte er während der Spritze, «sie kommen raus, haben Sie gesehen?»

«Ja», sagte die Frau, «der Nachbar hat drei aufgesammelt.»

Der Alte rieb sich die Hände.

«Sie kommen raus, man sieht in allen Mülltonnen welche, das ist der Hunger!»

Rieux konnte danach unschwer feststellen, dass das ganze Viertel von den Ratten sprach.

Nachdem er seine Krankenbesuche beendet hatte, ging er wieder nach Hause.

«Oben ist ein Telegramm für Sie», sagte Monsieur Michel.

Der Arzt fragte ihn, ob er neue Ratten gesehen habe.

«O nein!», sagte der Concierge. «Ich liege auf der Lauer, wissen Sie. Und diese Schweine wagen es nicht.»

Das Telegramm kündete Rieux die Ankunft seiner Mutter für den nächsten Tag an. Sie kam, um sich während der Abwesenheit der Kranken um den Haushalt ihres Sohnes zu kümmern. Als der Arzt seine Wohnung betrat, war die Pflegerin schon da. Rieux sah, dass seine Frau im Kostüm dastand und vom Schminken etwas Farbe hatte. Er lächelte sie an:

«Gut», sagte er, «sehr gut.»

Kurz darauf, am Bahnhof, brachte er sie im Schlafwagen unter. Sie sah sich das Abteil an.

«Das ist zu teuer für uns, nicht wahr?»

«Es muss sein», sagte Rieux.

«Was ist das für eine Geschichte mit den Ratten?»

«Ich weiß nicht. Es ist sonderbar, aber es wird vorbeigehen.»

Dann sagte er sehr schnell, dass er sie um Ver-

zeihung bitte, er hätte auf sie achtgeben müssen und habe sie sehr vernachlässigt. Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie ihn zum Schweigen bringen. Aber er fügte hinzu:

«Alles wird besser, wenn du zurückkommst. Wir fangen neu an.»

«Ja», sagte sie mit glänzenden Augen, «wir fangen neu an.»

Kurz darauf wandte sie ihm den Rücken zu und schaute aus dem Fenster. Auf dem Bahnsteig drängten und stießen sich die Leute. Das Zischen der Lokomotive drang bis zu ihnen. Er nannte seine Frau bei ihrem Vornamen, und als sie sich umdrehte, sah er, dass ihr Gesicht voller Tränen war.

«Nicht», sagte er sanft.

Unter den Tränen kehrte, etwas verkrampft, das Lächeln zurück. Sie holte tief Luft:

«Geh, alles wird gut werden.»

Er drückte sie an sich, und jetzt, auf dem Bahnsteig, auf der anderen Seite des Fensters, sah er nur noch ihr Lächeln.

«Ich bitte dich», sagte er, «gib auf dich acht.»

Aber sie konnte ihn nicht hören.

Auf dem Bahnsteig, in der Nähe des Ausgangs, traf Rieux auf Monsieur Othon, den Untersu-

chungsrichter, der seinen kleinen Jungen an der Hand hielt. Der Arzt fragte ihn, ob er verreise. Monsieur Othon, der, groß und dunkel, halb aussah wie das, was man früher einen Mann von Welt nannte, halb wie ein Leichenträger, antwortete liebenswürdig, aber knapp:

«Ich warte auf Madame Othon, die meiner Familie ihre Aufwartung gemacht hat.»

Die Lokomotive pfiiff.

«Die Ratten . . .», sagte der Richter.

Rieux machte eine Bewegung zum Zug hin, wandte sich aber wieder dem Ausgang zu.

«Ja», sagte er, «das ist nicht schlimm.»

Alles, was ihm von diesem Augenblick in Erinnerung blieb, war ein vorbeigehender Eisenbahnarbeiter, der eine Kiste voll toter Ratten unter dem Arm trug.

Am Nachmittag desselben Tages, zu Beginn seiner Sprechstunde, empfing Rieux einen jungen Mann, von dem man ihm sagte, er sei Journalist und sei schon am Morgen da gewesen. Er hieß Raymond Rambert. Klein, mit breiten Schultern, entschlossenem Gesicht und hellen, intelligenten Augen, trug Rambert sportlich geschnittene Kleidung und schien sich im Leben wohl zu fühlen. Er kam sofort zur Sache. Er recherchierte für eine große Pariser Zeitung über

die Lebensbedingungen der Araber und wolle Informationen über ihre hygienischen Verhältnisse. Rieux sagte, sie seien nicht gut. Aber bevor er weiterredete, wollte er wissen, ob der Journalist die Wahrheit schreiben dürfe.

«Sicher», sagte der andere.

«Ich meine: Können Sie ein vernichtendes Urteil aussprechen?»

«Vernichtend nicht, das muss ich einfach sagen. Aber ich nehme an, ein solches Urteil wäre unbegründet.»

Leise sagte Rieux, ein solches Urteil sei tatsächlich unbegründet, aber mit dieser Frage wolle er nur wissen, ob Ramberts Berichterstattung rückhaltlos sein könne oder nicht.

«Ich lasse nur rückhaltlose Berichterstattung gelten. Ich werde die ihre also nicht mit meinen Auskünften unterstützen.»

«Das ist die Sprache Saint-Justs», sagte der Journalist lächelnd.

Rieux sagte, ohne lauter zu werden, das wisse er nicht, aber es sei die Sprache eines der Welt, in der er lebte, überdrüssigen Menschen, der jedoch für seinesgleichen etwas übrig habe und entschlossen sei, was ihn anging, Ungerechtigkeit und Konzessionen abzulehnen. Rambert sah den Arzt mit hochgezogenen Schultern an.